

Freiheit als künstlerisches Gesetz

Wenn es einen Künstler gibt, auf den die viel bemühte Metapher „lebende Legende“ wirklich zutrifft, dann ist das **Keith Jarrett**. Mit seinen Soloimprovisationen wie auch mit seinen Trioaufnahmen setzte der Pianist im Jazz Maßstäbe, außerdem wagte er immer wieder Exkurse in die Klassik. Am 8. Mai feiert er seinen 70. Geburtstag. Mirjam Schadendorf hält Rückschau auf eine bemerkenswerte Karriere.



Foto: Richard Termine/ECM

Wenn einer 70 Jahre wird und seit über 60 Jahren erfolgreich auf der Bühne steht, was soll man dann noch über ihn sagen? Wenn alles, was er gemacht hat, ein Erfolg gewesen ist? Wenn die Ansprüche, die der Künstler an sich selbst gestellt hat, immer höher waren als die der anderen? Keith Jarrett ist ein solcher Künstler, und es ist tatsächlich schwer, heute noch etwas Sub-

stanzielles zu sagen, was noch nicht gesagt worden ist, über ihn, den Mann der Improvisation. Dennoch versuchen dies im Jahr 2015 Hunderte von Musikpublizisten und Journalisten, denn es bleibt uns gar nichts anderes übrig, es ist der Lauf der Zeit, dem wir uns fügen müssen. Und das musste auch Keith Jarrett immer. Denn die freie Improvisation hat tatsächlich nur einen festen Parameter, und das

ist die Zeit selbst. Sie ist das Medium des Künstlers, sie ist es, die er gestaltet, und somit das einzig Feste, was er vor sich hat, wenn er ans Klavier tritt und sich dem Wagnis des freien Spiels hingibt.

Das Verrinnen der Zeit als einzige Vorgabe – das ist eine fast unlösbare Aufgabe. Wir Normalmenschen haben in der Regel Angst vor diesem Phänomen, wir langweilen uns, wir vermeiden

die Leere, wir glauben nicht so recht daran, dass wir sie alleine mit unserer Intuition füllen können. Warum tut sich einer so was an? Warum setzt er sich dieser schwierigen Aufgabe aus und macht sie sogar zu seinem Lebensinhalt? Keith Jarrett war ein „Wunderkind“, das schon mit drei Jahren ans Klavier gesetzt wurde und mit sieben erstmals öffentlich konzertierte. Doch Jarrett war auch von Anfang an Rebell. „Ich habe das alles mit der Improvisation nur angefangen, weil ich andere Noten spielen wollte, als die, die da standen“, hat er im letzten Jahr bei der Verleihung des NEA Jazz Awards über seine Anfänge am Klavier gesagt. Folgerichtig schrieb er bereits mit sechs Jahren ein Klavierkonzert – ohne je Unterricht in Komposition erhalten zu haben.

Doch eine Kindheit als Wunderkind birgt Risiken gesundheitlicher Art, psychischer Art, aber auch in der Entwicklung von Werten und Lebensentwürfen. Felix Mendelssohn und Wolfgang Amadeus Mozart sind hier beispielhaft: rauschhaftes Arbeiten auf der einen Seite, haltlose Lebensführung oder Erschöpfungszustände auf der anderen. Letztere haben auch irgendwann den großen Mann des Klaviers erwischt. Keith Jarrett litt zu einer Zeit am chronischen Erschöpfungssyndrom, als es noch nicht salonfähig war. Er musste in den 90ern mehrere Jahre lang pausieren und lernen mit seiner Kraft zu haushalten, die er vorher 40 Jahre lang bedingungslos gefordert hatte.

Und noch eine Eigenschaft ist bezeichnend für die Wunderkinder: Sie stellen die höchsten Ansprüche an sich selbst. Und damit ist kein Kokettieren mit den eigenen Fähigkeiten gemeint, sondern tatsächlich die permanente Wiederholung ihrer ersten, immens erfolgreichen künstlerischen Erfahrungen, als sie in kürzester Zeit vom unerfahrenen Kind zum hochgelobten Künstler wurden. Diese Personen wissen, dass sie zu Superlativen fähig sind und wollen das vor allen Dingen sich selbst immer wieder neu beweisen. Ein solcher Charakter ist etwa der Apple-Gründer Steve Jobs, dem kein Erfolg zu groß, keine Erfindung

zu bahnbrechend war. Immer wieder begann er von Neuem, setzte sich quasi auf „Stand null“ und suchte nach der einen Nische, die noch einen Innovationsschub nötig hatte. Nicht anders hat es unser Jubilar viele Jahrzehnte lang praktiziert. Auch Keith Jarrett bedeuten seine Erfolge nichts – sie sind Vergangenheit, abgehakt, allenfalls noch für rührselige Anekdoten gut. (Ein Grund, warum er es hasst, über das „Köln Concert“ zu sprechen.) Nein, es musste das Neue sein, das noch Schwierigere. Aus diesem Impuls heraus ist etwa 1985 das Album „Spirits“ entstanden – eine Produktion, bei der fast kein Klavier mehr gespielt wird. Nicht etwa, weil der Meister sich eine Abwechslung gönnen will. Nein, Jarrett geht es hier darum, alle Form, alles Sein, letztlich allen Klang zu überwinden. Ihm geht es um „das Wegfeilen und Ausmerzen von allem, was über Wahrnehmung und Einfühlung hinausgeht“, so erklärte er es Berthold Klostermann 25 Jahre nach dem „Köln Concert“ im FONO FORUM. „Wenn ich ein improvisiertes Solokonzert gebe, will ich dem Ganzen den Solokonzertgedanken nehmen, letztlich sogar vom Piano wegkommen.“

Immer wieder begannt Jarrett von Neuem, setzte sich quasi auf „Stand null“

Hier geht es um nichts anderes als den letzten Widerstand, den der Künstler noch spürt, auszulöschen. Dass dies sein Ausdrucksmittel selbst ist, spielt keine Rolle mehr. Dass solche Gedanken auch ein gefährliches Potenzial in sich bergen, ist nicht nur Psychologen klar. Die erwachsenen Wunderkinder stoßen mit ihrer Begabung und ihren Erfahrungen in Grenzbereiche des menschlichen Seins vor. Etwas Ähnliches passierte dem kanadischen Pianisten Glenn Gould, der in seinen späteren Jahren äußerte, dass das Einzige, was noch zwischen ihm und Bach stehe, das Klavier selbst sei. Werden solche Wege konsequent zu Ende gegangen, steht der Künstler irgendwann vor dem Nichts, dem Nirwana. Manchmal ist er jedoch auch in der Lage, sich selbst zu heilen, und genau dies schaffte Jarrett mit „Spirits“. Er „befreite“ sich vom Klavierspielen, um anschließend erneuert und sich seiner selbst wieder sicher zu ihm zurückzukehren. In dieser

Aktuelle CDs

Zu Keith Jarretts 70. Geburtstag erscheinen bei ECM im Mai eine CD mit Soloimprovisationen sowie ein Album mit Klavierkonzerten von Samuel Barber und Bela Bartók (Nr. 3). Rezensionen darüber finden Sie im nächsten FONO FORUM.

Hinsicht ist Jarrett ebenfalls ein Jahrhundertkünstler: Er ist in seiner künstlerischen Tätigkeit über die Jahre immer stabil und immer innovativ gewesen.

Dazu haben sicher auch seine regelmäßigen Ausflüge ins Trio-Genre beigetragen, zunächst mit Charlie Haden und Paul Motian, später dann, 1983, mit Jack DeJohnette und Gary Peacock. Letztere Formation spielte vor allen Dingen die sogenannten „Standards“. Es gibt kaum etwas Bekannteres in der amerikanischen Unterhaltungsindustrie als die Songs der Broadway-Theater. Nahezu jeder Amerikaner kennt zumindest ein paar Stücke dieses Repertoires. Sicherer Boden also für einen, der sich der Freiheit verschrieben hat und sich dennoch – zumindest zeitweise – verankern will. In dieselbe Richtung geht sicher auch Jarretts Auseinandersetzung mit dem klassischen Repertoire für sein Instrument. Seine Interpretationen von Bachs „Wohltemperiertem Klavier“ (1987) oder Schostakowitschs Klavierstücken (1991) haben seinem Spiel tatsächlich neue, „spielerische“ Impulse hinzugefügt.

Jarrett selbst liebt solche psychologisierenden Erklärungen seiner künstlerischen Tätigkeit – selbstredend – nicht. Er hat sich in den letzten Jahren eher mit Äußerungen privater Natur hervorgetan. Noch vor einigen Jahren machte er eine neue Liebe für die Höhenflüge im Soloalbum „Rio“ verantwortlich. In diesem Sinne haben wir Zeitgenossen den großen Meister des Improvisierens bisher noch kaum altern gesehen. Nun, zu seinem 70. Geburtstag wird uns dies möglicherweise bald bevorstehen. Doch noch können wir seine äußerst lebendige Kunst genießen – tun wir es! ■

Mehr zum Künstler

Frühere Beiträge über Keith Jarrett finden Sie in den Ausgaben FF 1/00, 7/03 und 6/05 in unserem Online-Archiv unter www.fonoforum.de.

Einfach großartig, diese misslungene Biographie

Pünktlich zum 70. Geburtstag **Keith Jarretts** präsentiert Rowohlt ein höchst interessantes Buch des langjährigen FAZ-Redakteurs **Wolfgang Sandner**. Eine Rezension von Reiner H. Nitschke.

Keith Jarrett bildet mit Gary Peacock (Bass) und Jack DeJohnette (Drums) eines der bedeutendsten Trios des Jazz.



Foto: Junichi Hirayama/ECM

Das Buch steckt voller Widersprüche. Es widmet sich einem Künstler, der nie ein Hehl daraus gemacht, dass er Worte über Musik für überflüssig, ja fast schon für ein Sakrileg erachtet. Dabei strotzt dieses Buch von Sinn stiftenden Worten, die das Gesamtwerk eines Jahrhundertpianisten so lebendig werden lassen, wie dies nur der Musikjournalist Wolfgang Sandner vermag. Rowohlt nennt das Buch eine Biographie. Als solche fällt es eher mager aus. Was nicht an Sandner liegt, sondern am Künstler. Keith Jarrett war und ist ein Eigenbrötler, der selbstredend auch Biographen für überflüssig erachtet. Dem englischen Trompeter Ian Carr ist es immerhin mal gelungen, der Diva etwas näherzukommen. Sandner zitiert daher auch ab und zu aus dem leider nur in Englisch vorliegenden Buch (Ian Carr, Keith Jarrett: The Man And His Music).

Zu einer Biographie gehören zweifelsohne Anekdoten, auch wenn sich der Autor aus der Not heraus einredet, diese seien überflüssig. Sorry, aber das ist Unsinn. Biographien leben schlicht und ergreifend von Anekdoten der Protagonisten. Als Beispiele seien nur Miles Davis und Thomas Quasthoff genannt. Deren (Auto-)Biographien verschlingt man in einem Rutsch, weil sie wunderbare

Erlebnisse aus dem Leben der Künstler aneinanderreihen.

Sandners Werk beginnt mit dem bemerkenswerten Satz: „Mit freundlichen Künstlern ist die Welt nicht gesegnet.“ Dies ist nicht nur als Retourkutsche für mangelnde Kooperation zu verstehen, sondern wohl auch als durchaus hintergründige Charakterstudie. Man denkt als Leser unwillkürlich an Miles Davis und Joni Mitchell, die im Übrigen – wie auch Keith Jarrett – wenig vorbildlich mit ihren Partnern und vor allem auch ihren Kindern umgesprungen sind. Das klingt im Falle Jarrett zumindest zwischen den Zeilen an. Ansonsten bleiben Einblicke ins Private sehr dünn. Auch Konflikte mit Musikern werden ausgespart. So zum Beispiel das Zerwürfnis mit Charles Lloyd. Sandner wollte sich ganz offensichtlich nicht zu sehr auf nicht autorisierte Quellen verlassen.

Doch wenden wir uns von dem dürftigen biographischen Kapitel ab, vergessen wir auch die bisweilen bemühten musikhistorischen Abschweifungen und blicken auf das, was dieses Buch eigentlich ist: eine Diskographie. Eine so fulminante, wie es sie im Jazz kaum ein zweites Mal geben dürfte. Wie der Autor zum Beispiel die fünf Solokonzerte der „Sun Bear Concerts“ mit Worten zum Leben erweckt und damit eben doch das schein-

bar Unmögliche wahr macht, ist einfach nur großartig. Man möchte sofort zum Plattenregal gehen und das monumentale Album vorsichtig zur Hand nehmen, eine der zehn Vinylscheiben auflegen und sich in Trance versetzen lassen.

Nahezu jede Veröffentlichung Jarretts wird anschaulich und mit tiefer Emotion analysiert. Trotz der bekannten Nähe des Autors zu Jarretts Produzenten Manfred Eicher (ECM) werden auch die amerikanischen Platten objektiv gewürdigt. Wer sich in den schier unerschöpflichen Kosmos dieses einzigartigen Pianisten und Improvisators hineinversenken möchte, gerät in einen förmlichen Sog der Klangbilder. Das ist auf Dauer durchaus erschöpfend. Man würde ja auch kaum ein Dutzend Werke des Künstlers hintereinander verkraften. Das heißt, man legt das Buch schon öfters aus der Hand, muss immer mal wieder den Strom der Bilder verarbeiten. So ist es durchaus als konsultative Lektüre zu verstehen. Eben eine großartige Diskographie, bei der leider Abbildungen der Alben gänzlich fehlen.

Nahezu jede Veröffentlichung Jarretts wird mit tiefer Emotion analysiert

Sandner, Keith Jarrett
– Eine Biographie.
Rowohlt Berlin 2015,
357 S., 22,95 Euro

